

dtv

Vor etwas mehr als 800 Jahren gegründet, über Jahrhunderte die prächtige Residenzstadt der Wettiner, im Zweiten Weltkrieg fast völlig zerstört, ist Dresden heute wieder eine attraktive Metropole. Wolfgang Hädecke erzählt die bewegte Geschichte der Stadt, beschreibt die prachtvollen Bauten, die Dresden die weltberühmte Silhouette verleihen, führt den Leser in Museen, zu Plätzen, Denkmälern und in Parks. Er porträtiert berühmte Dichter, Maler, Musiker, Techniker, Erfinder und Sportler, schildert die rasante Entwicklung von Handwerk und Industrie und beleuchtet auch die Schattenseiten des städtischen Lebens. In einem aktuellen Nachwort zu dieser Ausgabe bezieht er dezidiert Stellung zum umstrittenen Bau der Waldschlößchenbrücke und dem drohenden Verlust des Welterbestatus.

Ein vielfältiges, anschauliches und anregendes Porträt Dresdens, in dem auch diejenigen, die die Stadt zu kennen glauben, viel Neues entdecken können.

Wolfgang Hädecke, geboren 1929 in Weißenfels/Saale, studierte Anglistik und Germanistik in Halle. 1958 siedelte er in die Bundesrepublik Deutschland über, seit 1994 lebt er in seiner Wahlheimat Dresden. Er ist Mitglied des P.E.N. Zahlreiche Veröffentlichungen, u. a. Biographien zu Heinrich Heine und Theodor Fontane sowie die Studie ›Poeten und Maschinen‹.

Wolfgang Hädecke

DRESDEN

*Eine Geschichte
von Glanz, Katastrophe
und Aufbruch*

Deutscher Taschenbuch Verlag

Um ein aktualisierendes Nachwort des Autors ergänzte Ausgabe

Juni 2009

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG, München

www.dtv.de

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags

© Carl Hanser Verlag München Wien 2006

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch
auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Blick auf Dresden‹ von Canaletto

(akg-images/Erich Lessing)

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34549-1

Inhalt

Vorwort	7
Februar 1945	9
Die Stadt und der Strom	20
Moritz von Sachsen	31
Großer Garten und Palais	44
Cantorei, Schütz, Hasse	53
Dresden leuchtet: Der Zwinger	63
Das Grüne Gewölbe zu Dresden	77
Technik und Techniker:	
Ehrenfried Walther von Tschirnhaus und Johann Friedrich Böttger	87
Zwei Kirchen	99
Carl Maria von Weber und die deutsche Nationaloper	110
Poesie und Malerei	122
Die Künstler und der Krieg	142
Gottfried Semper	154
Richard Wagner	170
Die Stadt und die Industrie	182
Ein Königreich fällt	198
Richard Strauss in Dresden	214
Die Gartenstadt und das Hygiene-Museum	227
Mutschmanns Mob und seine Opfer	242
Erich Kästner in Dresden	256
Am Abgrund der Vorhölle: Victor Klemperer I	267
Großer Sport in Dresden	278
Nach-Krieg	287
Zwischen allen Stühlen: Victor Klemperer II	299
Wege durch die Neustadt	318
Ardenne und andere	332

Die Wende	342
Die Aufhellung	354
Glück und Sorgen	368
Nachwort zur Taschenbuchausgabe	381
Anhang	391
Dank	393
Literaturverzeichnis mit Siglen (Auswahl)	395
Nachweis der Zitate mit Siglen	407
Personenregister	417

Vorwort

Das vorliegende Buch ist einer Neugier entsprungen, die mich, seit ich in Dresden lebe, beherrscht, inspiriert, beflügelt und zuweilen in Bessenseheit übergeht. Das Buch ist ein Loblied auf die Stadt, aber mit kritischen Zwischentönen und Blicken in tiefe Abgründe – nicht umsonst beginnt es mit dem 13./14. Februar 1945. Nach der Schreckensnacht schien Dresden tot; seine konfliktgeladene, doch unaufhaltsame Wiederauferstehung ist auch sechzig Jahre danach nicht beendet, die Narben des Krieges, die Verzerrungen, Entstellungen und Verletzungen aus zwei Diktaturen haben das Antlitz der Stadt gezeichnet, auf die Johann Gottfried Herder 1802 schwärmerisch-pathetische Hexameter dichtete:

»Blühe, Deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt!

Stille gesichert sei Dresden Olympia uns.«

Tatsächlich schuf vor allem die von Herder beschworene Kunstwelt die Schönheit, den Zauber, den Ruhm dieser Stadt und die Vision vom Gesamtkunstwerk Dresden. Allerdings erscheinen neben den weltberühmten Werken der Künste, neben den herrlichen Bauten, den Bildwerken, Plastiken und Denkmälern, den großen Schöpfungen der Musik und der Dichtkunst unübersehbar noch ganz andere Phänomene, Werke und Gestalten: zum Beispiel die zahllosen Einrichtungen der Industrie aller Couleurs, Wissenschaften, Schulen und Hochschulen, Feste und meisterlicher Sport, politische Mächte, Taten und Untaten jeglicher Art, Kriege, Naturkatastrophen – das alles gehört zur Physiognomie der Stadt und ist Stoff des Buches.

Selbstverständlich zielen meine Expeditionen und Darstellungen nicht auf Vollständigkeit: Dresden ist unerschöpflich, auch das macht seine besondere Schönheit aus. Lückenlosigkeit wäre, wenn überhaupt, nur mehrbändig-fachwissenschaftlich erreichbar und wünschenswert. Ich wähle also aus. Ich setze in dreißig Kapiteln markante Schwerpunkte; die einzelnen Teiltex-te sind in sich abgerundet und zugleich vielfach miteinander verknüpft. Überschneidungen, Konfrontationen, wech-

selnde Richtungen und Perspektiven, Spiegelungen, auch über größere räumliche und zeitliche Entfernungen, sind beabsichtigt, ebenso Vieltimmigkeit in Gestalt von Geschichten, Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern, Briefen, Autobiographien, dichterischen Erfindungen und anderen Zeugnissen.

Das Ziel ist die Errichtung eines komplexen Textgebäudes als Stadtpanorama, in dem Dresdens Einzigartigkeit und Glanz, Exemplarisches und Charakteristisches eingefangen und ausgestellt werden. Die Auswahl der Schwerpunkte zielt also auf Repräsentanz des Dargestellten, schließt aber auch kräftige subjektive Vorlieben ein: von der Frühzeit Dresdens bis zur unmittelbaren Gegenwart und einer offenen Zukunft. Mein Buch setzt unserer Stadt ermutigend hohe Ziele. Sie erwachsen aus dem Bewußtsein, was Dresden am Anfang des dritten Jahrtausends sein kann: keine Weltstadt, aber eine weltberühmte Stadt, geehrt durch die höchste Auszeichnung, die in unserer Zeit einer historisch gewachsenen Kulturstadt, ihren Naturschönheiten und ihren Bewohnern verliehen werden kann: die Aufnahme in das Weltkulturerbe der Unesco, ein unwiderstehliches und verpflichtendes Leuchtzeichen für Dresdens Gegenwart und Zukunft.

Februar 1945

Am 13. Februar 1945 nachmittags bereitete auf etlichen britischen Militärflugplätzen das im Luftkrieg hocherfahrene Bomberkommando der Royal Air Force, befehligt von Luftmarschall Arthur Harris – »Bomber Harris« –, zwei im Abstand von drei Stunden geplante Großangriffe auf Dresden vor. Von 1281 startbereiten Maschinen waren 772 viermotorige Lancaster-Bomber und 9 Mehrzweckflugzeuge vom schnellen zweimotorigen Mosquito-Typ für das Hauptziel Dresden bestimmt; tatsächlich bombardierten 243 Lancaster die Stadt beim ersten, 529 beim zweiten Angriff. Die Lancaster konnten die schwerste Bombenladung über die größte Entfernung tragen»: doppelt soviel Tonnage wie die berühmten amerikanischen »Fliegenden Festungen«: Luftminen mit hauptsächlich 4000 Pfund, Spreng- und Minenbomben zwischen 250 und 2000 Pfund sowie die sechseckige 4-Pfund-Stabbrandbombe – die gefährlichste Waffe bei Massenabwurf, zu Hunderttausenden über Dresden ausgeschüttet.

In der Angriffsnacht, resümiert Götz Bergander in seinem Standardwerk »Dresden im Luftkrieg«, sollten die Lancaster als Blind- und Erstmarkierer, Beleuchter, Bomber, Pfadfinder und als fliegende Relaisstationen zwischen England und dem Masterbomber sowie dem Masterbomber und dem Angriffsverband dienen, und zwar bei beiden Angriffen. Sie waren für je sieben Mann sparsamst und komfortlos ausgerüstet, um so viel Treibstoff und Bomben wie möglich transportieren zu können. Die 627. Mosquito-Staffel war als unabhängige, an der Spitze fliegende, die Zielmarkierer im Tiefflug setzende, versierteste Spezialisteneinheit der 5. Bomberflotte beigeordnet.

Die folgende Apokalypse Dresdens mißt sich vorerst mathematisch-vordergründig in Uhrzeiten, auch Hölle und Vorhölle haben zeitmessende Uhren: Zwischen 17:30 und 18 Uhr starten die 243 Lancaster der 5. Bomberflotte zum ersten Anflug, »bis zum äußersten aufgetankt und mit Bomben beladen«; gegen 20 Uhr folgen acht Markierer-Mosquitos

und die Masterbomber-Mosquitos von Staffel 627. Die Statistik versteckt das Ungeheuerliche weiterhin unter Zeiten und Zahlen: 21 Uhr alle Maschinen des ersten Bombardements über dem Reichsgebiet; 21:39 Uhr Fliegeralarm für Dresden; 22:03 Uhr »Christbäume«, weiße Leuchtkaskaden und grüne Markierer über Flußtal und Stadt; besonders makaber, weil vieltausendfache frühere Begeisterung erstickend: im kartographisch abgemessenen weißen Viertelkreis-Sektor, der vom Stadion Ostra-Gehege des berühmten deutschen Fußballmeisters von 1943 und 1944, des Dresdner Sportclubs, über zwei Kilometer in die Innenstadt ragt, werfen ab 22:05 Uhr die Tiefflug-Mosquitos rote, grell alarmierende Zielmarkierer ab. Um 22:11 Uhr kreist der Mosquito-Masterbomber 1000 Meter hoch »über der erhellten Stadt« und fordert die anfliegenden Lancaster mehrmals auf, »das rote Licht der Zielmarkierer nach Plan« zu bombardieren; 22:13 Uhr beginnt, »zwei Minuten vor der geplanten Zeit, tatsächlich der Bombenabwurf auf Dresden«. 22:15 Uhr fällt die Örtliche Luftschutzleitung per Drahtfunk im Keller des Albertinums aus, eine einzige Telefonleitung, nach Berlin, steht noch; zwischen 22:15 und 22:20 Uhr verständigen sich Hauptmarkierer und Masterbomber unter mehrfacher Aufforderung zu möglichst exaktem Zielwurf darüber, daß die Bomben jetzt ausgezeichnet fallen – es sind die wenigen Minuten höllischen Trommelfeuers, hunderttausendfacher grauenhafter Todesängste in wankenden Kellern, ausbrechenden Feuersturms, die Minuten, über die Überlebende drunten in zahlreichen entsetzten Äußerungen berichten werden – die Sieger droben sind um 22:30 bereits auf dem Heimflug.

Dann und wann mögen Dresdner trotz aller Ahnungslosigkeit diese Schrecknisse haben kommen sehen: Mit der erbarmungslos geplanten, durchdachten und vollzogenen Verdoppelung durch den zweiten Großangriff aber wird kaum jemand gerechnet haben: »Zwischen den beiden Angriffen sollten sich, nach dem Plan des Bomberkommandos, im begrenzten Zielsektor die Brände voll entfalten und zum Feuersturm entwickeln. In die Löscharbeiten sollte der zweite Angriff hineinschlagen; jede Brandbekämpfung würde ausfallen, und die Stadt könnte unbehindert niederbrennen.« Nach dem ersten Angriff dieser Nacht hätte Dresden so ausgesehen, wie viele bombardierte deutsche Städte bereits 1943 ausgesehen haben – angeschlagen, aber nicht ausradiert. Erst durch den Doppelschlag sei Dresden in einer Nacht so verwüstet worden wie andere Städte durch Dutzende von Angriffen (Bergander). Und tat-

sächlich wurde Dresden im Februar 1945 noch stärker verbrannt als zertrümmert; zahlreiche Zeugenberichte und Ruinen belegen das.

Der militärische Aufwand für Dresdens Apokalypse beim zweiten Angriff war riesig: Die 529 Lancaster-Maschinen und ihre Begleitflugzeuge bildeten einen Bomberstrom von etwa 200 Kilometer Länge; sie warfen neben leichteren Sprengbomben jede eine schwere Luftmine und alle zusammen etwa 650 000 Stabbrandbomben ab: »Dresden – das war der gewaltigste konventionelle Brandbombenangriff auf dem europäischen Kriegsschauplatz mit den größten Feuerstürmen«, resümiert Bergander.

Die ersten Bomben, auf Friedrichstadt und Löbtau gezielt, fielen 1:30 Uhr, die letzten 1:55 – 25 Minuten unmittelbarstes Inferno mit jahrzehntelangen infernalischen Folgen für Menschen und Stadt! Der niedriger als die Abwerfer fliegende Masterbomber fällt, weil eine vom Feuersturm hochgetriebene kilometerhohe Rauchwolke Teile Dresdens verhüllt, im Sprechfunkdialog mit seinem Stellvertreter eine für Dresden allerschlimmste Entscheidung: »Sollten sie den Angriff, da sie ihn nicht genau nach Plan ablaufen lassen konnten, auf das bereits in Flammen stehende Gebiet konzentrieren, um hier ein Höchstmaß der Vernichtung zu erzielen? Oder sollten sie die Bombardierung ausdehnen auf die Stadtviertel im Osten, Süden und Westen des Flächenbrandes? Die Entscheidung fiel zugunsten der Ausdehnung des Angriffs.« So trugen die schnell einander folgenden Bomberwellen Brand, Sprengung, Tod, Höllenlärm und Schrecken in die Südvorstadt, in den mit Flüchtlingen überfüllten, wie eine klaffende Wunde wehrlos daliegenden Hauptbahnhof, weiter nach Plauen, Räcknitz und Zschertnitz im Süden der heimgesuchten Stadt, nach Strehlen im Südosten, sodann zum weitläufigen Dresdner Osten, nach Johannstadt und Striesen, in den Großen Garten, wo die Angreifer über die dorthin geflohenen Menschen und Zootiere Spreng- und Brandbomben gleichzeitig ausschütteten, schließlich nach Gruna und Reick, Loschwitz und Blasewitz.

Die heimkehrenden Luftkrieger und -sieger, die schon beim Anflug, über 100 Kilometer entfernt, das Glühen der versinkenden Stadt und schließlich, über ihr attackierend, die gigantische Feuer- und Rauchsäule wahrgenommen hatten, hinterließen eine lodernde Brandfläche – an die 7000 Meter West-Ost- und etwa 5000 Meter Süd-Nord-Ausdehnung, in ihrer Ungeheuerlichkeit durch sprachlos machende Fotos in Berganders Buch belegt.

Vor den Dimensionen des mit vernichtenden Explosivbomben noch angefachten Feuersturms versagte auch die bestausgebildete Katastrophen-Bekämpfung. Hans Rumpf, Generalinspekteur der Feuerschutzpolizei, erinnert sich: »Die Feuerlöschkräfte, obwohl über 1000 Mann stark und bestens ausgerüstet und geführt, waren einem solchen Wüten gegenüber von vornherein völlig machtlos. Die Unterstützungskräfte der Regimenter und aller Nachbarstädte, einschließlich des hart umkämpften Berlins, kämpften sich auf vereisten Straßen durch die Nacht heran. Die Bilder, die sich ihnen boten, erfüllten selbst die in der äußeren und inneren Not von hundert Brandnächten hart gewordenen Männer dieser Einheiten mit Entsetzen und Grauen. Die unter dem Bombenhagel und den Zerstörungsbränden zusammenbrechenden Straßenzüge versperrten die Fluchtwege ins Freie und überantworteten viele Tausende dem Feuertod. Es erhob sich ein rasender Feuersturm, dessen übernatürlicher Sog viele Flüchtende widerstandslos in die Flammen riß. Die Erscheinungsformen eines solchen Naturereignisses können die normalen Eigenschaften der Atmosphäre bis zu einem Grad verändern, daß in ihr organisches Leben nicht mehr möglich ist und erlischt. Die einzelnen Feuerherde schließen sich zusammen, die erhitzte Atmosphäre schießt wie in einem Riesenkamin nach oben, die längs des Erdbodens angesaugte und nachstürzende Frischluft erzeugt einen Orkan, der wiederum auf weithin die kleineren Brände anfacht und in seinen Bann zieht. Die Wirkung der heißen Luftsäule einer solche riesigen Fackel über einer brennenden Stadt wurde von den Fliegern bis in 4000 m Höhe als stürmisch und unangenehm empfunden.«

Die Sieger waren den schwer angeschlagenen, aber von den regierenden Verbrechern immer wieder zu irr- und unsinnigem Durchhalten aufgeputschten und gleichzeitig mit lebensbedrohenden Strafankündigungen für geringste Vergehen eingeschüchterten deutschen Verteidigern hoch überlegen, auch wenn sie selber mit gewichtigen Problemen zu kämpfen hatten, so mit der stets unberechenbaren Wetterlage, die zum Beispiel das ursprünglich für den 13. Februar geplante amerikanische Tagesbombardement mit über tausend Flugzeugen verhinderte – es wurde um einen Tag verschoben und war, zynisch gesprochen, weit weniger erfolgreich und Aufmerksamkeit erregend als der britische Doppelschlag bei Nacht. Zu den Schwierigkeiten der Sieger gehörten auch die langen Flugstrecken von jeweils über 2000 Kilometern pro An- und Abflug und die unwägbar deutsche Luftabwehr, die den

Angreifern bei Großangriffen auf andere Städte schon ernste Verluste zugefügt hatte – früher. In und um Dresden war die Luftabwehr faktisch zusammengebrochen: Die Flak war untätig, technisch unzulänglich oder längst zum Erdkampf an die Front verlegt: »Als es darauf ankam, war in Dresden keine Flak vorhanden.« Die Nachtjäger auf dem Flugplatz Klotzsche erhielten zur Überraschung der Piloten keinen Einsatzbefehl – die Führung wußte wohl nur zu gut um die gewaltige Überlegenheit der Alliierten im gesamten deutschen Luftraum: Im Monat vor der Zertrümmerung Dresdens hatte Görings schwer dezimierte Luftwaffe den britisch-amerikanischen Tageseinflügen von rund 21 000 Bomber- und 35 000 Jägereinsätzen gerade einmal 591 eigene Jägereinsätze entgegenstellen können!

Und die Dresdner Bevölkerung? Militärisch ungeschützt, lange geblendet von den »Erfolgen« der deutschen Luftstreitmacht in den ersten Kriegsjahren, waren die meisten Dresdner offenbar nicht ernsthaft beunruhigt, solange es den Feind traf wie in Coventry; wohl waren sie beeindruckt von den Heimsuchungen Hamburgs, Berlins, Leipzigs, aber auch verblendet von faulen Selbsthilfe-Rezepten der eigenen Führung, von den immer noch wirkenden fatalen Beschwichtigungen und Wendepredigten des »Führers«, geradezu fatalistisch verstrickt in die Hinnahtnahme des fast völligen Fehlens von gegen Großangriffe wirklich schützenden Bunkeranlagen, so daß man sich in die Hauskeller verkroch, die bei Feuersturm und Bombardement vielfach zu schaurigen Todesfällen wurden. Die Bewohner Dresdens verharrten in einem bloß theoretischen, hauptsächlich aus Presse, Rundfunk und Wochenschau bezogenen Wissen vom Luftkrieg, das auch durch die Schicksale und Berichte etwa der Hamburger Opfer nicht in Aufruhr umschlug. Sie waren nicht einmal durch die vielen tausend vor der heranrückenden Erdfront fliehenden Ostdeutschen wirklich alarmiert, wohl aber verhängnisvoll getäuscht durch die lange, scheinbar wundersame Verschönerung von Elbflorenz gegenüber fast allen anderen deutschen Städten – so verfangen sich die Dresdner in den Irrglauben, sie kämen nicht dran, sie seien die Besonderen, die große Ausnahme – und stürzten um so furchtbarer und wehrloser ins Inferno der Februarnacht. 35 000 Tote nimmt die ernstzunehmende Forschung an, sie haben zu Tausenden zerfetzt, verbrannt, verstümmelt, zerstückelt, entkleidet in den brennenden, mit Trümmern übersäten Straßen, Plätzen, Parks, Gärten, Elbwiesen gelegen, so schildern es zahlreiche durch die Unglücksstadt irrende

Überlebende, denen die Augen übergingen vor Entsetzen, einige von ihnen werden noch zu Wort kommen – inmitten des Riesenpanoramas überlieferter Schreckensfotos sind die schlimmsten Bilder die der auf Schienenrosten am Altmarkt gestapelten und verbrannten Leichen, die wegen Massenhaftigkeit, Verwesung, Gestank, Seuchengefahr nicht auf Friedhöfen und in der Heide begraben werden konnten, 6865 laut Oberst der Schutzpolizei Grosse.

Zeugen beider Seiten sollen zu Wort kommen. Zuerst Hanns Voigt, Komponist, Musiklehrer, von Kind auf hüftkrank, darum nie Soldat, nach Dresdens längster Nacht Leiter der Abteilung Tote in der Vermissennachweis-Zentrale: »Nie habe ich geglaubt«, so resümiert er sein bitteres Amt, »daß der Tod in so verschiedener Form an den Menschen herantreten kann, nie habe ich für möglich gehalten, daß Tote in so vielen Gestalten den Gräbern übergeben werden könnten: Verbrannte, Verkohlte, Zerstückelte, Teile von ihnen, als unkenntliche Masse, scheinbar friedlich schlafend, schmerzverzerrt, völlig verkrampft, gekleidet, nackt, in Lumpen gehüllt und als ein kümmerliches Häufchen Asche, darunter Reste verkohlter Knochen. Und über allem der beizende Rauch und der unerträgliche Verwesungsgeruch.« Voigt verließ Dresden Jahre später und arbeitete in den Sechzigern und Siebzigern an einem Bielefelder Gymnasium.

Zwei britische Bombardierer Dresdens schildern die Angriffe aus unterschiedlicher Perspektive. Der eine sah den Feuerschein aus großer Entfernung, der in der Annäherung immer heller wurde: »Selbst in einer Höhe von sechstausendsiebenhundert Metern konnten wir bei dem gespenstischen Schein der Flammen Einzelheiten erkennen, die wir nie zuvor gesehen hatten; zum erstenmal seit vielen Einsätzen fühlte ich Mitleid mit der Bevölkerung dort unten.« Der andere belegt Ernst Jüngers Urteil von 1945, daß die Westmächte mit ihren Siegen, ihrer Waffenüberlegenheit mitleidlos geworden seien: »Es war das einzige Mal, daß ich Mitleid mit den Dresdnern hatte. Aber mein Mitleid dauerte nur ein paar Sekunden; unsere Aufgabe war es, den Feind zu schlagen, und zwar vernichtend zu schlagen.«

Eine namentlich nicht bekannte Schülerin, die gut beobachtet und eine gewisse Urteilsfähigkeit zeigt, schildert die akustischen Schläge von alle paar Sekunden krachenden Sprengbomben in ihrer niederschmetternden Wirkung auf anderthalb Stunden im schwankenden Keller eingekauerte Schutzsucher: »Jede Minute war eine Ewigkeit. Ich war zur

Salzsäule erstarrt vor Angst und Schrecken; die Ohren schmerzten mir von dem Lärm der Bombenexplosionen.« Sie schildert den Feuersturm, dem ihre ganze Familie glücklich entkam, treffend als furchtbaren »Orkan, der Feuerfunken mit sich riß, der Himmel war rosa gefärbt durch die Brände.« Und sie wagt ein aus der lebensbedrohenden Not entsprungenes, aber erst nachträglich formuliertes Urteil über die Angreifer: »Ich habe mir später oft überlegt, was die Flieger sich dabei denken, wenn sie eine Bombe nach der anderen abwerfen, aber sie können sich ja nichts denken, sonst wären sie ja nicht fähig, einen so grausamen Krieg aus der Luft gegen wehrlose Menschen zu führen: sie müßten sonst Veräter an ihrem eigenen Vaterland werden: so waren sie nur von dem einen Gedanken erfüllt, ihren Feind in der Heimat und an der Front vollkommen zu vernichten.«

Die Hauswirtschaftslehrerin Herta Daecke, eine resolute, klarsehende Frau, die nach dem ersten Anflug unerschrocken Brandwache auf dem Dach hält und immerzu fliegende Funken mit der Feuerpatsche löscht, schildert genau, wie bei beiden Angriffen Abwürfe und Brandsätze mit ungeheurer Schnelligkeit und Dichte herabstürzen, und verwendet beide Male die Höllen-Metapher. Ihre Sätze wirken hart und laut, auch hyperbolisch, aber gar nicht klischeehaft: »Im Feuerwehrhelm sause ich hinunter in den Keller, und schon prasselt es erneut von allen Seiten. Die Hölle ist los, es ist noch 1000mal schlimmer als das erste Mal. Dicht über unserem Dach fliegt Flugzeug über Flugzeug, ein ganzes Netz – es ist taghell durch all die Brände –, und keine Flak versucht die Flieger zu vertreiben.« Mit stoischer Präzision beschreibt sie die höchste Lebensgefahr für die meist auf dem Boden liegenden Kellerbewohner, Volltreffer neben dem Keller, den festen Zusammenhalt der Nachbarn (»nirgends kann mehr eine Hilfe herkommen – verraten und verkauft sind wir – nur die Hausgemeinschaft kann sich untereinander helfen«), zuletzt den mit gefalteten Händen laut um Rettung betenden Hausmann. Er wurde erhört: Gerade mit knapper Not aus dem brennenden Haus geflohen, kann die Gruppe auf der Kellertreppe eines noch unangezündeten Hauses die Zeit bis zum Morgen ungestört verbringen: »Die hindämmernden Stunden werden zur Ewigkeit«, aber das Leben ist gerettet.

Ernst Heinrich Prinz von Sachsen, der dritte Sohn Friedrich Augusts III., des letzten sächsischen Königs und seiner davongelaufenen Frau Luise von Toscana, schildert Dresdens Schreckenstage in seiner Auto-

biographie »Mein Lebensweg vom Königsschloß zum Bauernhof«. Er ging am 17. Februar durch die heimgesuchte Stadt und registrierte insbesondere die zerstörten architektonischen Kostbarkeiten: sein eigenes Palais Kapherr an der Parkstraße, dessen Ruine zu SED-Zeiten gesprengt wurde, den Neumarkt, die Frauenkirche mit abgestürzter Kuppel, das umgestürzte Lutherdenkmal, das Cosel-Palais, die »so überaus malerische Rampische Gasse«, das barocke Dinglinger-Haus, die Hofkirche, zum Glück nicht zertrümmert, nur getroffen, sechs Heilige vom Dach zerstört, aber die Wettiner-Gruft unversehrt; das Schloß »erschütternd. Ausgebrannt und zertrümmert (...) Und auch sonst, wohin ich blickte – nichts als Trümmer«, also der ganze Theaterplatz, Zwinger, Semperoper, Galerie Alte Meister, alles das, was Richard Konwiarz, der zeitweilige Leiter des Amtes für Bau- und Denkmalpflege, vortrefflich »das Gesamtkunstwerk Altstadt als Organismus von einmaliger Eigenart« nannte.

Der Prinz nimmt aber auch die schrecklichen Menschenverluste wahr, im Großen Garten zum Beispiel: »Leichen und zersplitterte Laubbäume auf den Wegen und Anlagen, dazwischen ein Zebra und eine Antilope, die nach Futter suchten.« Er gedenkt der in den Kellern eingeschlossenen und Umgekommenen und gibt den grausigen Fall des Altstadt-Restaurants »Trompeter-Schlößchen« wieder: Bei Fliegeralarm war es »voll in Betrieb. Gäste und Belegschaft gingen in den Luftschutzkeller. Da erhielt das Gebäude zwei Volltreffer, stürzte in sich zusammen und verschüttete die beiden Eingänge zum Keller. Um den 17. fing man an, die Trümmer wegzuräumen, weil man festgestellt hatte, daß zahlreiche Besucher sich im Keller befinden mußten. Als endlich die Eingänge freigelegt waren, bot sich ein schreckliches Bild. Die anwesenden Wehrmachtsangehörigen hatten erst die Gäste und dann sich selbst erschossen.«

Schließlich die Stimmen zweier Intellektueller: Otto Griebel und Victor Klemperer. Griebel, Maler und Zeichner im Dix-Umkreis, 1915 bis 1918 Kriegsteilnehmer, seit 1919 KPD-Mitglied, Naziverfolgter, Opfer der Aktion »Entartete Kunst«, wurde bei einer intimen Feier – es war ja Fastnacht, letzter Karnevalstag! – im Restaurant »Krokodil« vom ersten Angriff überrascht, traf seine aus der Wohnung geflohene Familie eher zufällig am Comeniusplatz, ging dreimal mit Sohn Jack unter immer stärkeren Beschwerden, so bei glühendem Asphalt, im Feuersturm heim, um Wichtiges zu retten, sah Wohnung und Atelier mit ei-

nem Großteil von Besitz und Kunstarbeit im Brand untergehen, fand die Familie, deren Schicksal am Comeniusplatz nahe dem schutzlosen Großen Garten ihm höchste Sorge machte, dort nicht mehr und suchte mit Jack vergebens nach ihr.

Griebel, der nach 1945 im Schul- und Hochschuldienst arbeitete und 1972 starb, schilderte Dresdens Schreckenszeit in zwei Kapiteln seiner aus dem Nachlaß komponierten und publizierten Autobiographie »Ich war ein Mann der Straße« und hielt das Inferno im Zyklus »Der Tod von Dresden« fest. Die Kapitel-Überschrift »Der Untergang einer Stadt« betont den Total-Eindruck vieler Dresdner von der Wucht, der Ausdehnung, der Unausweichlichkeit der Katastrophe und stellt einen für Griebel charakteristischen Konnex zwischen individueller Erfahrung und Stadtschicksal her: »Ich wußte nun, daß alles, was ich schuf und besaß, verloren war und ebenso im Feuer unterging wie unser geliebtes Dresden mit all seiner Pracht, seinen Schätzen und Menschen.« Vielleicht war aber ein Ausgebombter, vom Feuersturm fast Verschlungenener, der nichts zu beschönigen suchte, sich aber auch nicht für immer niederwerfen ließ, für die persönliche wie die allgemeine Hoffnung auf Fortleben jenseits des Infernos prädestiniert: »Innerlich gab ich die Hoffnung, meine Angehörigen wiederzusehen, nicht einen einzigen Augenblick auf. Ich glaubte so fest und mit solch einer Kraft des Herzens daran, daß ein Zweifel gar keinen Raum hatte. Nur ein bitterer Schmerz wühlte in mir, als ich vor dem vernichteten Hause stand und nach den verödeten Fensterhöhlen unserer Wohnung emporschaute.« Und tatsächlich: nach dreiwöchiger banger Suche fanden Jack und sein Vater die Vermißten »wohl und gesund in Eschdorf im Kreise Pirna«, auf einem Bauernhof – da steht dann der menschlich schönste, wärmste Satz des ganzen bewegenden Buches: »Und nun trat uns mein achtjähriger Sohn Matthias mit strahlenden Augen aus dem Kuhstall entgegen« – der spätere ursächsische Direktor unseres Stadtmuseums. Nur folgerichtig, daß das – leider! – letzte Buchkapitel die Überschrift trägt: Hoffnung und Neubeginn. Das gilt auch für die durch furchtbare Opfer schwer geschundene, auferstandene Stadt, die freilich wiederum getrogene Hoffnungen erlitt.

Trennung nächster Menschen voneinander in Dresdens längster Nacht widerfuhr, zum Glück nur zweimal für relativ kurze Zeit, dem Ehepaar Victor und Eva Klemperer. Der von den Nazis aus Amt und Haus gejagte, schwer drangsalierte, kurz vor der Deportation stehende

jüdische Romanist und Sprachforscher, dessen Tagebücher mehr als dreißig Jahre nach seinem Tod einen außerordentlichen internationalen Nachruhm erfuhren, verließ mit seiner nichtjüdischen Frau, deren Treue und Tapferkeit ihm zweifellos das Leben rettete, beim ersten Lancaster-Angriff das Dresdner Judenhaus Zeughausstraße 1 – Haus 1 und 3 standen dicht beim Platz der im November 1938 von den Nazis abgebrannten Semperschen Synagoge.

Die Klemperers hatten dort fast interniert, in stark eingeschränkter Bewegungsfreiheit gewohnt. Der erste Angriff traf sie am Abend des Tages, an dem Klemperer gezwungen wurde, Deportationsbefehle auszutragen, so auch zu jüdischen Familien beim Bahnhof und in Strehlen, und die kurz bevorstehende eigene Verschickung befürchten mußte. »Wäre es nun bei diesem ersten Angriff geblieben, er hätte sich mir als der bisher schrecklichste eingepägt, während er sich jetzt, von der späteren Katastrophe überlagert, zu allgemeinem Umriß verwischt«, schreibt Klemperer im Tagebuch, dessen Luftkriegsnotizen er nach der Flucht aus Dresden vom 22. Februar an nachträgt, Die Katastrophe, spricht: das zweite Bombardement, traf die Klemperers wie alle anderen Zeugen und Opfer mit rasend schnellem Sprengstoffabwurf, Feuersturm, Riesenbränden, Toten, Ruinen. Zweimal trennten Einschläge und Anflüge in nächster Nähe das Paar voneinander, wobei Eva rettend in den arischen Keller des Albertinums gezerzt wurde und später an der Elbe nach Victor suchte. Schon vom ersten Wiederfinden schreibt er so bewegend wie kühl: »Wir begrüßten uns sehr herzlich, und der Verlust unserer Habe war uns völlig gleichgültig.« Der Diarist befürchtet, was doch nicht eintrat: »Nur um die Sammlungen zu LTI wäre es ewig schade.« Die Notizen dazu überlebten; Klemperers sahen die zwei Judenhäuser zertrümmert und »in vollen Flammen«. Schon ein Stück weg von Stadt und Inferno, bekennt Klemperer alttestamentarisch hart: »Sooft ich an den Schutthaufen Zeughausstraße 1 und 3 dachte und denke, hatte und habe doch auch ich das atavistische Gefühl: Jahwe! Dort hat man in Dresden die Synagoge niedergebrannt.«

Und dann, am Morgen des 15. Februar, auf einem vollgepfropften LKW, der nach Klotzsche, Dresdens Flughafen-Stadtteil, fährt, lösen sich die Klemperers aus ihrer physischen Gefangenschaft. Sie verstecken sich nicht mehr nur, nennen Behörden Namen und Daten, Eva trennt Victor den von ihm »Stella« genannten gelben Judenstern vom Mantel ab. Monate der Sorge, aber mit mehreren mutigen Helfern

werden bis zum Mai folgen; die Sorge geht vor allem Victor nach, ein Ergebnis des jahrelangen ungeheuren Drucks: ein falscher Schritt, ein unkontrollierter Satz, eine Entdeckung, eine pedantische Streife, eine Denunziation, und er ist des Todes und sie mit, die ihr Leben riskiert und mehrere an Tollheit grenzende, doch schließlich glückende Pläne zum Entkommen nach Bayern schmiedet. Sie führt und rettet ihn und sich selbst, ermutigt durch das Überleben in der brennenden, zerschmetterten Stadt, durch die gelungene Flucht aus der Zeughausstraße: »Sie muß«, notiert er im Tagebuch, »überall die Handelnde und Sprechende sein, meine Geistesgegenwart oder Ruhe oder Tapferkeit reicht nicht aus, allein wäre ich bestimmt verloren. Ich bin mir durchaus bewußt, wie sehr sie ihr Leben aufs Spiel setzt, um meines zu retten.« Der Druck hat ihm übrigens nicht die Klarsicht geraubt, er sieht sich selbst sehr genau: »Ich dachte nichts, ich hatte nicht einmal Angst«, schreibt er im Hinblick auf den zweiten Angriff, »es war bloß eine ungeheure Spannung in mir, ich glaube, ich erwartete das Ende.« Die Gefahr erscheint ihm noch im Verlauf des Entkommens größer als unter Bomben und Feuersturm, die Hunderttausende bedrohen: »Immer wieder bewegt mich die doppelte Gefahr. Die Gefahr der Bomben und der Russen teile ich mit allen andern; die der STELLA ist meine ganz eigene und die weitaus größere ... Ich stehe dem Tod genauso nahe wie in der Bombennacht.« Bei alledem ist er dem ihn umringenden Chaos gegenüber von höchster Aufmerksamkeit, und schließlich geschieht etwas, wofür dem Nach-Erzähler fast die Worte fehlen, weil er es nicht gänzlich nachempfinden kann: Eva und Victor Klemperer entkommen in eine – gewiß nur vorläufige, aber Lebensgefahr ausschließende – Freiheit; der mörderische Luftkrieg von Dresden mit seinen Zehntausenden von Toten und entsetzlichen Zerstörungen hat ihnen und einigen anderen Juden das Leben gerettet! Die Klemperers haben wegen dieses Sieges niemals als Überlebende triumphiert; für uns Nachlebende aber bleibt das Glück, daß dieser kleine, zarte, starke Gelehrte das überwältigende Konvolut seiner Tagebücher hinterließ!

Die Stadt und der Strom

Das Schiff erzählt von der Stadt und vom Strom; es spricht von Geschichte und zeichnet die Physiognomie. Vom Landesteg Pillnitz ablegend, schwenkt es in die Flußmitte; es gleitet stromabwärts an der linkerhand liegenden Elbinsel, dem naturgeschützten, dicht zugewachsenen, Menschenzutritt verbotenen Hort seltener Vögel und Elbbiber, vorbei. Rechts schwimmt zugleich das berühmte dreigeschossige Wasserpalais des einstigen Lustschlosses Pillnitz heran, Pöppelmanns Werk; am dreiteiligen mittleren Hauptpavillon leuchten unter dem zweifach geschweiften, mit Dachhäuschen besetzten, von schlanken, türmchenartigen Schein-Schornsteinen bekrönten Walmdach Fassade und Hohlkehlen ockerorange und weiß; die Kehlen sind auf der ganzen Länge des Hauptbaus mit Phantasie-Chinoiserien geschmückt: mit Menschen und Personengruppen, Pagoden, bedachten Lauben, Wägelchen, exotischen Bäumen und Zierpflanzen, Kleintieren, Kamelen, langgestreckten Wolken, das Schmuckwerk im Mittelbau blau auf rotbraunem, an beiden Seitenflügeln braun auf orangem Grund; die virtuellen Chinoiserien spiegeln den Zeitgeschmack Augusts des Starken, des Bauherrn. Der Fahrgast erblickt im Vorbeigleiten die Front teils echter, teils gemalter Fenster, die vergitterten Balkone, die zweiflügelige geschwungene Freitreppe vom Mittelstockwerk zum Uferweg, die Goldspitzen auf Türmchen und Geländern und die zweite, amphitheatralische, breite, geländerlose, durch vorspringende Mauern gerahmte Freitreppe hinab zum Wasser des ehemaligen Gondelhafens. Das Schiff, ein Raddampfer, gehört zur Weißen Flotte; die Schaufelräder arbeiten in schnellem klopfendem Rhythmus backbord und steuerbord in der Schiffsmitte, das Wasser wirbelt und stiebt; der kleine Dampfer mit dem hohen schwarzen Schornstein kreuzt die Bahn der Doppelfähre für Fußgänger und Fahrzeuge zwischen Pillnitz rechts und Kleinzschachwitz links, und nun öffnen sich dem Blick vor dem Bug Elbwiesen an beiden Ufern, darauf starke Baumgruppen, schöne, laubstrotzende Weiden und Pappeln, sat-